

(Nachdruck verboten.)

46]

## Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Und draußen im Saale ging der Ball weiter.

Merkle sah mit Zufriedenheit, daß der Ton lebhafter wurde. Die jungen Herren suchten nicht mehr mit schmerzverzerrten Gesichtern nach Unterhaltungstoffen; die Mädchen zeigten nicht mehr die Mienen, welche sie für Kondolenzbesuche gelernt hatten; sie waren dankbar für jedes scherzhafte Wort und belohnten es mit hellem Gelächter. Sylvester war mitten im Strudel und holte sich von allen Seiten Anerkennung und Lob.

Eine Française lief er aus und betrachtete das hübsche Bild als Zuschauer. Schratt suchte ihn auf.

„Na, Sie Tausendjassal! Unterhalten Sie sich gut?“

„Es ist wundervoll. Wie gefällt es Ihnen?“

„Geht so. Herr Spörner wird allmählich gesprächig. Wir sind jetzt bei der Teestaube.“

„Hat er etwas von mir gesagt?“

„Von Ihnen? Nein.“

„Haben Sie . . .?“

„Ich? Auch nicht.“

„Ich meine, ob Sie . . .“

„Ob ich Ihr Loblied gesungen habe? Das hätte doch ein Eißchen verdächtig ausgesehen, Verehrtester. Sie wissen, daß die Absicht verstimmt, wenn man sie merkt.“

„Das habe ich nicht fragen wollen. Sondern, ob Herr Spörner es nicht sonderbar findet, daß ich hier bin?“

„Er? Der Herr Michael Spörner?“

„Oder seine Frau?“

„Die Frage ist eher berechtigt. Ich habe übrigens nicht bemerkt, daß sie Ihre Anwesenheit mißbilligt. Vielleicht denkt sie, der junge Mann will die Welt sehen, bevor er sich von ihr abkehrt.“

„Hat sie darüber gesprochen?“

„Nein.“

„Oder Andeutungen gemacht?“

„Auch nicht. Sie wollen offenbar herauskriegen, was an unserem Tisch geredet wurde. Ich sage Ihnen ja, wir sind jetzt bei der Teestaube.“

„Was werden sie von mir denken, wenn sie das erfahren?“

„Daß Sie der Gottesgefahrtheit den Rücken kehren?“

„Ja. Am Ende glauben sie, daß ich aus Vergnügungssucht weggehe?“

„Um. Ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß Sie merkwürdig viel Talent verraten für das Treiben dieser Welt. Ich habe Sie beobachtet. Ich bin pass.“

„Im Ernst, Herr Schratt, glauben Sie, daß man mir das übel auslegen kann, daß ich den Ball besucht habe?“

„Man? Wer „man“? Ich glaube, daß Fräulein Traudel deshalb nicht an Ihrem Charakter verzweifelt, auch Herr Michael Spörner scheint eine milde Auffassung zu hegen, und Madame Sophie . . .“

„Die wird mich für leichtfertig halten.“

„Und Madame Sophie ist eine sehr kluge Frau; sie hat mehr Verstand als mancher weise Mann. Das kann Ihnen einmal nützen in ernstern Dingen und wird Ihnen nicht schaden, wo es sich um solche Kleinigkeiten handelt.“

„Sie glauben . . .?“

„Heute gar nichts, Sylvester. Ich wollte nur sagen, daß Frau Sophie zu den Menschen gehört, deren Achtung man sich durch Tüchtigkeit verdienen kann. Das liegt für Sie in weiter Ferne, aber daß es möglich ist, bedeutet auch etwas. Jetzt wollen wir dem Tanze zusehen.“

Sylvester war nachdenklich geworden. Er blickte zerstreut in den Saal.

Merkle kommandierte:

„La main droite! La main gauche! Balancez en ligne!“

„Zu meiner Zeit hat man das noch getanzt,“ sagte Schratt; „die jungen Leute gehen ja nur. Wer ist denn der lange Sohn Enaß dort vorne? Wenn der nur das Mädchen nicht tottritt!“

„Das ist der Gufnagel.“

„Der Philologe? Das hätte ich ahnen können. Die Herren haben sich seit meiner Zeit nicht verändert.“

Nach dem Kotillon erklärte Frau Spörner, daß man den Heimweg antrete. Schratt und Sylvester schlossen sich an.

Als sie im Freien waren, erbarmte sich der alte Herr über seinen Freund und sagte, in dieser milden Februarnacht wolle er noch ein wenig spazieren gehen und die Familie begleiten.

Er rundete seinen Arm und bot ihn der Madame Sophie an; zu ihrer Rechten ging Herr Michael.

Traudel und Sylvester schritten voran.

„Ich werde immer an den Abend denken,“ sagte Sylvester.

„Ja, es war sehr hübsch.“

„Das ist jetzt vorbei. Wer weiß, wann ich wieder einmal . . .“

Er sprach den Satz nicht aus und seufzte.

Er hatte sich vorgenommen, dem Mädchen zu sagen, welche Pläne er für die Zukunft gefaßt habe. Er wollte ihr sagen, daß er nicht Geistlicher werde.

Während des Kotillons wollte er dieses Geständnis machen. Da war eine günstige Gelegenheit. Aber Traudel plauderte so lustig, und da wollte er nicht mit ernstern Dingen kommen. Nach dem Tanze vielleicht.

Es ging wieder nicht. „Also auf dem Heimwege,“ dachte er.

Und jetzt ging er wieder neben dem Mädchen und fand wieder nicht den Mut.

Der Weg war sehr kurz. Wenn sie um das Eck bogen, kamen sie schon in die Rosengasse.

Er sah nach den Hausnummern. 38. Wenn sie bei 34 waren, wollte er reden.

Aber da kam 34 und kam 30, und er brachte es noch nicht heraus.

Nun merkte er, daß er die ganze Zeit stumm geblieben war.

Und da vorne kam schon das Eck.

„Fräulein Gertraud . . .“

„Ja.“

„Wenn Sie etwas von mir hören, werden Sie deswegen nichts Schlimmes von mir denken?“

„Was soll ich von Ihnen hören?“

„Ich will. . . ich glaube nicht, daß ich Geistlicher werde.“

Jetzt war es heraus. Sylvester atmete erleichtert auf. Er sah schüchtern zu Gertraud herüber, aber sie begegnete seinem Blicke nicht, und da ihr Kopf mit einem Tuche verhüllt war, und da es ziemlich dunkel war, konnte er nicht sehen, daß sie bis unter die Haarmurzeln errötete.

Sylvester redete wieder; er war jetzt schon im Zuge.

„Sie werden nicht schlecht von mir denken?“

„Nein. Ich denke nie schlecht von Ihnen.“

„Ich habe mich nicht leicht entschlossen, aber ich kann nicht dabei bleiben.“

„Dann dürfen Sie auch nicht.“

Sie sah ihn offen an; in ihren braunen Augen lag ein fester Ernst.

Als wollte sie ihm sagen, daß er die Kraft haben müsse, das zu einem rechten Ende zu führen, was er sich vorgesetzt hatte.

Sie sprachen nichts mehr.

Nach wenigen Schritten standen sie vor dem Hause; Schratt kam mit den Eltern nach, und Sylvester verabschiedete sich von ihnen. Schüttelte auch dem Fräulein die Hand, und sah ihm nach und sah auf die Türe, welche langsam ins Schloß fiel.

16. Kapitel.

Ein warmer März.

Wenn ein Erlbacher den Pflug über die Weblinger Höhe hinaufführte, zog er unterwegs den Zanfer aus und fuhr sich über die Stirne.

Dann blähten sich die Hemdärmel im Winde und hoben sich lustig vom blauen Himmel ab.

Die weißen Birken am Waldrande streckten sich der Sonne entgegen, und alle Wiesen waren gelb von Schlüsselblumen,

Und große, rote Flecken waren über die Ackerhöhlen verstreut.

Wer gute Augen hatte, konnte sehen, daß es die Kopflichter der Weiber waren, welche am Boden knieten und Kartoffel einsetzten.

Fröhlichkeit lag in der Luft.

An der Pflugwende rastete jeder und schrie zum Nachbarn hinüber und lobte den Tag und das Wetter.

Es mache warm von oben und unten; da müsse der Same keimen, daß es eine Freude sei.

Auch im Dorfe waren fleißige Hände tätig.

In den Gärten machten sich die alten Leute zu schaffen, legten Beete an und setzten Pflanzen ein, denn eine gute Regel sagt: Sanct Benedikt macht die Zwiebeln dick.

Die Kloiberin weihte ihre Küche aus, beim Wehbrunner frisch der alte Vater die Fensterläden an, und der Geitner hatte zwei Maurer eingestellt, die ihm das Haus sauber herrichten mußten.

Denn er wollte, daß eine solche Arbeit richtig gemacht werde. Wieder vor anderen Häusern hingen die Weiber Wäsche auf oder putzten die Fenster.

Die Alten, welche nicht müßig sein konnten, setzten sich ins Freie und schauten blinzelnd in die Sonne.

Auch die Kranken, die sich in der Luft kräftigen wollten.

Unter denen war die Veronika Mang. Ihr altes Leiden hatte sich wieder eingestellt, und ärger wie früher.

Sonst waren ihr die Füße angeschwollen, heuer griff ihr die Krankheit ans Herz, und sie hatte böse Atemnot.

Die Weberin wartete ihr auf und rühmte bei allen Leuten die Geduld, mit der die Mangin ihre Schmerzen trug.

Sie erlaubte nicht, daß man ihrem Sohne Mitteilung machte.

„Wenn's wieder besser werd'“ sagte sie, „nacha hätt' er si umasinnig kimmert, und werd's schlechter, nache sag' i's scho, wenn's Zeit is.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

83)

## Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

Mariana, sagte er, willst Du Dich niemals meiner erbarmen? Ich weiß nicht, wie ich Dich liebe!

Sie rücte noch weiter fort.

Aus Dir spricht der Wein. . . Nichts bekomme Du.

Nein, nicht der Wein. Heirate Lukascha nicht. Ich will Dich heiraten. „Was sage ich da, — dachte er in dem Augenblick, wo er es ausgesprochen hatte. — Werde ich das auch morgen sagen? — Ja, gewiß werde ich es sagen, und ich wiederhole es jetzt!“ antwortete ihm eine innere Stimme.

Wilt Du mich heiraten?

Sie sah ihn ernst an und ihre Furcht war wie verschwunden.

Mariana, ich werde wahnsinnig. Ich kenne mich nicht mehr.

Was Du befehlst, will ich tun — und sinnlos zärtliche Worte entführen wie von selbst seinen Lippen.

Er, was schwachheit Du, unterbrach sie ihn und ergriff plötzlich die Hand, die er ihr entgegenstreckte. Aber sie stieß seine Hand nicht fort, sondern brückte sie kräftig mit ihren starken, nervigen Fingern.

— Heiraten Herren denn Kosakenmädchen? Wohl! Aber wirst Du mich heiraten? Ich . . .

Und wo tun wir Lukascha hin? sagte sie lachend.

Er entwand ihr die Hand, die sie festhielt, und umschlang stürmisch ihren jungen Leib. Aber wie eine Hindin sprang sie auf, rannte barfuß davon und lief hinaus auf die Treppe. Olenin kam zu sich und erschauerte vor sich selbst. Wieder kam er sich unausprechlich häßlich im Vergleich zu ihr vor. Aber nicht einen Augenblick bereute er, was er gesagt hatte, er ging nach Hause, legte sich, ohne den Alten, die bei ihm tranken, einen Blick zu schenken, zu Bett und versank in einen so festen Schlaf, wie er ihn lange nicht geschlafen hatte.

35.

Der nächste Tag war ein Feiertag. Gegen Abend war alles voll im Freien, und ihre Festkleider glänzten in den Strahlen der Sonne. Die Weinlese war ergiebiger gewesen als gewöhnlich. Das Volk war frei von Arbeit. Die Kosaken sollten in einem Monat ins Feld ziehen, und in vielen Familien wurden Hochzeiten vorbereitet.

Auf dem Platze vor dem Amtshaus und in der Nähe der beiden Enden — der einen mit Rachen, Konfekt und Wannen, der anderen mit Tüchern und Matten — stand das Volk am dichtesten. Auf der Erderhöhung des Amtsgebäudes saßen und standen die Alten in grauen und schwarzen einfachen Kitteln ohne Bänder und Verzierungen. Die Alten plauderten miteinander ruhig und leise über die Ernte, über das junge Volk, über die Gemeindeangelegenheiten und die gute alte Zeit und saßen erhaben und gleichmütig

auf das junge Geschlecht herab. Die Weiber und Mädchen, die an ihnen vorüberkamen, gingen langsam und senkten die Köpfe. Die jungen Kosaken mächtig ehrerbietig ihre Schritte, zogen die Mühen und hielten sie eine Zeitlang vor dem Gesicht. Die Alten hörten auf zu sprechen; sie betrachteten die Vorübergehenden, der eine streng, der andere freundlich und grüßten bedächtig, indem sie ihre Mühen abnahmen und wieder aufsetzten.

Die Kosakenmädchen hatten ihre Reigentänze noch nicht begonnen. Sie saßen aber in Gruppen in ihren hellfarbenen Beschnitz und ihren weißen Tüchern, die um Kopf und Augen gebunden waren, auf der Erde und den Erderhöhen im Schatten der schrägen Sonnenstrahlen, plauderten vergnügt und lachten. Die kleinen Knaben und Mädchen spielten, warfen den Ball hoch in die reine Luft und tummelten sich schreiend und kreischend auf dem Platze. Die Badfische am anderen Ende des Platzes drehten sich schon im Reigen und sangen mit ihren zarten, schwanlenden Fittstimmchen ein Lied. Schreiber, Freiwillige und junge Mannschaften, die zum Feiertag heimgekehrt waren, gingen in ihren feiertagskleidern, weißen und neuen roten, mit Treppen geschmückten Tschertessenröden zu zweien und dreien, Arm in Arm, von einer Gruppe der Weiber und Mädchen zur anderen und scherzten und schäkerten mit den Mädchen. Auf ihren heiteren Gesichtern glänzte feiertagsfreude. Der armenische Händler in seinem blauen, treffenbesetzten Tschertessenrod aus feinem Tuch stand an der offenen Tür, durch die man ganze Reihen zusammengefalteter bunter Tücher liegen sah, und erwartete mit der Würde des orientalischen Kaufmanns und dem Bewußtsein seiner Bedeutung die Käufer. Zwei rotbärtige, barsüßige Tschertschen, die über den Terec gekommen waren, um den Feiertag zu genießen, saßen mit untergeschlagenen Beinen vor dem Hause ihrer Bekannten. Sie rauchten behaglich und oft auspfeind ihre kleinen Pfeifchen und unterhielten sich, während sie das Volk betrachteten, in ihren hastigen Reden. Zuweilen eilte ein Soldat in Alltagskleidung, in seinem alten Mantel, an den bunten Gruppen auf dem Platze vorüber. Sie und da hörte man schon die trunkenen Lieder zehender Kosaken. Alle Häuser waren geschlossen, alle Treppen den Abend vorher gereinigt. Selbst die alten Frauen waren draußen. Auf den trockenen Straßen sah man überall auf der Erde, im Staube Schalen von Melonen- und Pfirsichkernen. Die Luft war warm und windstill, der lichte Himmel blau und klar. Der mattweiße Berggücken, der über die Dächer ragte, schien ganz nahe zu sein und strahlte rötlich im Glanze der untergehenden Sonne. Von Zeit zu Zeit hörte man von drüben her das ferne Rollen eines Kanonenschusses. Das Dorf aber hallte von den mannigfachen lustigen Tönen des Feiertages wieder.

Olenin war den ganzen Morgen im Hofe auf- und niedergegangen. Er hoffte Mariana zu sehen. Sie war aber zum Gottesdienste in die Kapelle gegangen. Dann hatte sie mit den Mädchen auf der Erderhöhung, Kerne laudend, gefessen. Jetzt lief sie mit den eingekauften Waren nach Hause und blühte fröhlich und freundlich ihren Mieter an. Olenin scheute sich, sie scherzend und in Gegenwart anderer anzusprechen. Er wollte das Gespräch von gestern zu Ende bringen und von ihr eine entscheidende Antwort haben. Er wartete wieder auf einen Augenblick, wie der am gestrigen Abend gewesen; aber der Augenblick kam nicht, und er fühlte nicht mehr die Kraft in sich, in dieser Ungewißheit zu bleiben. Sie war wieder auf die Straße hinausgegangen. Er wartete ein wenig, dann folgte er ihr, ohne zu wissen wohin. Er ging an der Ecke, wo sie in ihrem glänzenden, blauen Atlasbeschnitz sah, vorüber und hörte mit tiefem Schmerz das Lachen der Mädchen hinter sich.

Bjelezkij's Wohnung lag an dem Platze. Als Olenin vorüber ging, hörte er, wie Bjelezkij rief: „Kommen Sie doch herein!“ — und er ging hinein.

Sie kamen ins Plaudern und setzten sich an das Fenster. Bald gesellte sich Zerofschka zu ihnen in seinem neuen Beschnitz und setzte sich neben sie auf den Fußboden nieder.

Siehst Du, das da sind die Aristokraten, sagte Bjelezkij, zeigte mit der Zigarette auf die bunte Gruppe an der Ecke und lächelte. — Mariana ist auch dabei. Seht, die im roten Kleid. Das ist neu! — Warum beginnt der Reigen nicht? rief Bjelezkij zum Fenster hinaus. — Wartet nur, wenn's dunkel, gehen wir auch hin. Dann laden wir sie zu Ustjenta; wir müssen ihnen einen Ball geben.

Ich komme auch mit zu Ustjenta, sagte Olenin entschlossen. — Wird Mariana da sein?

Ja, kommen Sie nur hin, sagte Bjelezkij, ohne jede Berwundrung. — Das ist doch sehr hübsch, nicht wahr? fügte er hinzu und wies auf die bunte Gruppe hin.

Ja, sehr hübsch, bestätigte Olenin und bemühte sich, gleichgültig zu erscheinen. — Bei solchen Festen, fügte er hinzu, muß ich immer darüber staunen, weshalb alle Menschen, bloß weil heute z. B. der Fünfzehnte ist, vergnügt und heiter sind. Allen sieht man den Feiertag an. Die Augen, die Gesichter, die Stimmen, die Bewegungen, die Kleidung, die Luft, die Sonne, alles hat ein festliches Aussehen! Wir aber haben keine Feiertage mehr!

Ja, sagte Bjelezkij, der kein Freund solcher Betrachtungen war. — Was trinkst Du nicht, Alex? wandte er sich an Zerofschka.

Zerofschka zwinkerte Olenin zu und wies auf Bjelezkij hin. Nicht wahr, er ist stolz, Dein Freund?

Bjelezkij erhob sein Glas.

Allah birdyl sagte er und trank. (Allah birdy heißt: Gott hat's gegeben; es ist der übliche Zuruf der Kosaken, wenn sie zusammen trinken.)

(Fortsetzung folgt.)

## Spitzbergen.

Im Dezember dieses Jahres wird in Kristiania eine internationale Konferenz stattfinden, um zu entscheiden, wer künftig über Spitzbergen die Aufsicht führen soll, und damit dürfte die „Herrenlosigkeit“ dieses Polarlandes ihr Ende erreichen, wenn man vielleicht auch keinem der beteiligten Staaten das wirkliche unumschränkte Besitzrecht zusprechen wird. Die Inselgruppe, die mit ihren 70 000 Quadratkilometern ungefähr der Größe Bayerns ohne die Pfalz gleichkommt, liegt heute nicht mehr so weit aus dem Gesicht, und Verkehrskreis Europas, wie noch vor einem Menschenalter, als sie nur die Geographen und Polarfahrer interessierte. Seit ungefähr 15 Jahren bringen nach der leicht zugänglichen Westküste der Hauptinsel Westspitzbergen schnelle Salondampfer allsommertlich Hunderte von Touristen, denen die früher übliche Reise über den Polarkreis bis zum europäischen Nordkap nicht mehr genügen will; es werden Jagd- und Gesellschaftsfahrten dorthin unternommen, in der Abendbucht besteht seit 12 Jahren ein von Norwegern errichtetes Hotel, und es hat auch schon Vadebeter — ein untrügliches Zeichen der Zeit — Spitzbergen in den Bereich seiner roten Bänder gezogen. Andererseits werden, wie übrigens bereits seit mehreren Jahrhunderten, die spitzbergenschen Gewässer von vielen Schiffen aller Nationen aufgesucht, die dort dem Fang von Seesäugetieren und Fischen obliegen, und die Engländer haben mit dem Abbau von Steinkohle begonnen.

Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß ein von einer normännischen Expedition 1194 erreichtes Land Eivalbard („Kälte Küste“) mit Spitzbergen identisch sei; die alten isländischen Annalen sprechen von dieser Reise. Allein ein sicherer Nachweis ist dafür nicht zu erbringen gewesen, und so muß der holländische Kapitän Willem Varents nach wie vor als Entdecker Spitzbergens gelten. Als gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts die Engländer ihre Versuche, eine Nordostdurchfahrt um Europa und Asien herum zu finden, in Folge von Enttäuschungen und aus politischen Rücksichten einstellten, trat Holland an ihre Stelle. Die Regierung setzte für die Entdeckung einer Durchfahrt eine Belohnung von 25 000 Gulden aus und entsandte zu diesem Zwecke von 1594 ab mehrere Expeditionen. Eine davon, die im Mai 1596 die Heimat verließ, befehligte Varents. Nachdem er am 12. Juni die Väreninsel aufgefunden hatte, fuhr er westlich von Spitzbergen nordwärts, nicht weit von der Küste entfernt, doch ohne sie vorläufig zu sehen. Erst am 17. Juni, als er bereits eine Breite von 80 Grad 10 Min. gewonnen hatte und nach Südwesten abbog, sah er eine ostwestlich verlaufende Küste vor sich, „ein hohes, ganz mit Schnee überdecktes Land“, ohne Zweifel den westlichen Teil der Nordküste der Westinsel zwischen Halluys und Headland und der Tiefdehbucht. Nachdem er sie ein Stück weit rekognosziert hatte — wir folgen hier der Untersuchung Sir Martin Comways — segelte Varents zurück und landete an der Nordwestküste, etwa 79 Grad 50 Min. nördlicher Breite, wo er einen Pfahl mit dem holländischen Wappen errichtete. Eine andere Landung führte Varents auf einer der norwegischen Inseln aus, wo er die Brutplätze der ihm aus Holland als Zugvögel bekannten „Rotgans“ sah und ein Abenteuer mit Eisbären hatte. Vom 24. Juni ab verfolgte Varents die Westküste der Westinsel nach Süden, die ihm auf der Ausfahrt entgangen war. „Das Land“, so erzählt er, „war zum größten Teil gebrochen, ziemlich hoch und bestand nur aus Bergen und spizen Hügel, weshalb wir ihm den Namen Spitzbergen gaben.“ Indessen ahnte der holländische Seefahrer nicht, daß er eine neue Inselgruppe vor sich habe; er hielt die Küste vielmehr für einen Teil Grönlands, und dieser Glaube war noch lange nachher verbreitet. Am 25. Juni fand Varents einen Hafen, den er „Zahnbucht“ nannte, weil er dort mehrere Walroßzähne fand. Hier scheint er auch das Land für Holland formell in Besitz genommen zu haben.

Da Varents annahm, daß die entdeckte Küste im Norden mit Grönland zusammenhänge, mußte er, um die Suche nach der Nordostfahrt fortsetzen zu können, die Küste so weit nach Süden verfolgen, bis sie nach Osten umbiegen würde. Er gelangte, mehrere Wachten, wie Eissjord und Bellsund, anlaufend, bis 76 Grad 50 Min. nördlicher Breite, das heißt bis in die Nähe des Südkaps der Westinsel. Hier aber zwang ihn das Eis, von der Küste abzubiegen und zur Väreninsel zurückzugehen.

Auf den Reichtum der spitzbergenschen Gewässer an Tranzieren wurde man erst 1607 durch Hudson aufmerksam gemacht, und nun erschienen hier in der Folgezeit zahllose holländische, englische, dänische, russische, französische hanseatische und sogar spanische Schiffe, die vornehmlich dem Walfang oblagen. Allein die Weiser- und Elbmündung verließen zur Blütezeit der spitzbergenschen Fangreisen alljährlich 50 bis 60 Schiffe, die von Kriegsfahrzeugen begleitet werden mußten, weil die den verschiedenen Nationen angehörenden Walfänger im Streit um die besten Fanggründe einander in die Haare gerieten, sodas es zu förmlichen Seeschlachten kam. So schickte 1613 eine englische Trantompagnie, die sich von ihrer Regierung das Vorrecht hatte erteilen lassen, mit Ausschluß aller Engländer und Fremden bei Spitzbergen auf Seetiere Jagd zu machen, sieben bewaffnete Schiffe aus und vertrieb und plünderte mehrere spanische, holländische, französische und englische Schiffe; ein holländisches Schiff mit englischer Besatzung und einem Wert von 130 000 Gulden wurde als gute Brise erklärt. Deshalb kamen

die Holländer im nächsten Jahre mit vier Kriegsschiffen, und diesmal betrug man sich. Schließlich gelangten die Regierungen zu einer Verständigung und verteilten 1619 die spitzbergenschen Häfen unter sich. Die Engländer erhielten dabei den Löwenanteil. In diesen Häfen wurden Transfiedereien und Schuppen für das Dörren der Fische eingerichtet, die Schiffe lieferten hier ihren Fang ab und konnten gleich wieder auf die Jagd gehen. So entwickelte sich in den Häfen zeitweise ein sehr reges Leben. Allen voraus waren die Holländer, die 1619 auf der Amsterdaminself (an der Nordwestküste der Westinsel) die Stadt Smeerenburg errichteten, wo um die Mitte des 17. Jahrhunderts mitunter gleichzeitig 200 bis 300 Schiffe mit 12 000 Mann Besatzung ankeren! Hier hatten sich Kaufleute, Gastwirte, Handwerker, namentlich Bäcker und Schmiede etabliert, die alles Erdentliche feilschten. Die Schiffe hielten sich täglich auf ein Signal der Bäcker frisches Brot vom Lande. Diese Glanzperiode der holländischen Fangindustrie währte etwa 130 Jahre, bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Scoresby hat berechnet, daß allein von 1669 bis 1773 14 169 holländische Schiffe auf den Fang gegangen seien, vorzugsweise in die Meeresteile westlich und nordwestlich von Spitzbergen, und insgesamt 57 590 Wale erlegt hätten; der Reingewinn daraus habe über 44 Millionen Gulden betragen. Auch die Engländer, Dänen und Hamburger hatten sehr ansehnliche Erfolge. Die Hamburger, denen 1619 der Hafen in der Zahnbucht (an der Westküste südlich der Magdalenenbai, zugefallen war, haben von 1670 bis 1710 nicht weniger als 2289 Schiffe nach Spitzbergen geschickt, deren Beute auf 9976 Wale angegeben wird.

Indessen nahm die Ergiebigkeit der Jagdgründe seit etwa 1770 ab, und das Geschäft ging zurück. Von 1816 bis 1818 erschien jährlich nur ein holländisches Schiff bei Spitzbergen, dann traten die Holländer gänzlich zurück. Die Hamburger hatten 1795 noch 25 Schiffe dort, 1802 nur noch 15. In etwas größerer Zahl kamen im 19. Jahrhundert Bremer Schiffe, die bei dem Mangel an Walfischen auch mit Robben vorlieb nahmen. Smeerenburg aber war schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts verlassen worden.

Hand in Hand mit der Entwicklung des Walfanges ging natürlich eine allmähliche Erweiterung der Kenntnis von der Ausdehnung und den Küstenumrissen der Inselgruppe, wenigstens im Westen, Süden und Norden, während der stark vom Eise blockierte Osten, der mit seinem kälteren Wasser auch weniger Ertrag bot, lange unbekannt geblieben ist. Im 19. Jahrhundert hat dann die wissenschaftliche Forschung ebenfalls eingeseht. Der Nachweis, daß Spitzbergen nicht mit Grönland zusammenhängt, sondern ein Polarland für sich ist, wurde 1707 von dem holländischen Walfischfänger Giles oder Gillis erbracht, der die ganze Gruppe umfuhr und dabei das Nordostland, deren zweitgrößte Insel, entdeckte. Dann hatte einer der ersten Versuche, den Nordpol zu erreichen, Spitzbergen zum Ausgangspunkt: der englische Polarfahrer Parry segelte 1827 nach der Nordküste der Westinsel und unternahm mit auf Schlitten gesetzten Böden einen Vorstoß polwärts. Die von ihm erreichte Breite von 82 Grad 45 Min. wurde erst nach einem halben Jahrhundert — an anderer Stelle — übertroffen. Auch die schwedischen Reisen, die 1858 begannen und an denen Torrell und Adolf Erik Nordenfjöld mehrfach beteiligt waren, hatten nach dieser Richtung keinen Erfolg, ebenso wie bekanntlich die jüngsten, mit der Luft rechnenden Versuche des unglücklichen Andrée und Wellmans, die von der Nordwestküste Spitzbergens ausstiegen. Auch Deutsche beteiligten sich an der Aufklärungsarbeit.

Eine doppelte Durchkreuzung der Westinsel, von der Abendbucht im Westen bis zum Storfjord im Osten und von da zurück zum Bellsund, war 1896 das wichtige Werk des englischen Alpinisten Sir Martin Conway. Vervollständigt wurde es durch die große schwedisch-russische Gradmessungsexpedition. Diese, für die bereits 1864 durch Nordenfjöld die Vorarbeit geleistet war, begann 1898 und währte fünf Sommer hindurch bis zum Jahre 1902. Abgesehen von der Gradmessung selbst, die sich über ein Meridianstück von 460 Kilometern erstreckte, bestanden die Ergebnisse in der genauen topographischen und geologischen Aufnahme des größten Teils vom Innern der Westinsel und auch eines Teils des Nordostlandes. Schweden ließ 1908 geologische und naturwissenschaftliche Studien auf Spitzbergen vornehmen. Neben diesen Forschungen gingen seit einigen Jahren ozeanographische Forschungen in den umgebenden Gewässern einher.

Das Ergebnis ist, daß sich Spitzbergen zusammen mit der Väreninsel und Franz Josephsland auf einem durchschnittlich nur 1000 Meter tiefliegenden unterseeischen Plateau aufbaut, das nach Westen hin zu dem dreimal tieferen Boden des europäischen Polar-meeres abfällt. Westspitzbergen (Westinsel) und Nordostland sind die beiden höchsten Inseln des Archipels. Im Südosten schließen sich an Westspitzbergen die ebenfalls noch ansehnlichen Inseln Varentsland und Egeland an. Viele kleinere Inseln finden sich besonders im Norden und Osten, sowie in der Hinsenstraße, die die beiden Hauptinseln trennt. Die meisten Inseln zeigen stark zerrissene Küsten, überall dringen Fjorde und Buchten tief ins Land, oft gute Häfen bildend. Das gilt besonders von Westspitzbergen selbst. Die Vergletscherung des Archipels ist andauernd im Rückgange begriffen. Auf der Westinsel ist das am deutlichsten zu erkennen. Darüber, wie es in ihrem Innern aussieht, hat uns, wie erwähnt, Conway unerwartete Aufschlüsse gebracht. Danach sind die nach allen Seiten ins Meer gehenden Gletscher der Westinsel nicht die Ausläufer einer das ganze Innere ähnlich wie Grönland überziehenden zusammenhängenden und die meisten Aueben-

Besten ausgleichenden Inlandsbedeckung, sondern jeder eine Bildung für sich. Die Landoberfläche ist reich ausgefaltet; sie zeigt im Westen tiefe Täler und gut entwickelte Bergformen von beträchtlicher Steilheit und ausgesprochenen Eigenart, mehr im Osten die ursprüngliche Plateauform. Die höchsten Gipfel erreichen 1700 Meter. In den Tälern der Küste und in Inneren trifft man im Sommer eine ziemlich reiche Vegetation von Gras und blühenden Pflanzen, so daß Tier Nenntiere leben. Der Golfstrom, dessen Ausläufer im Westen Spitzbergens bemerkbar sind, bewirkt, daß die Westküste der Westinsel in den Sommermonaten zugänglich ist, und hat natürlich auch Einfluß auf das Klima im Innern und auf die Vegetation. Man kennt etwa 200 Arten Gefäßpflanzen auf Spitzbergen, von denen die meisten auf die mehr begünstigte Westinsel entfallen. Wie eifrig sie den Sommer ausnützen, geht daraus hervor, daß eine Sagifragine eine Woche nach dem Verschwinden der Schneedecke in voller Blüte steht, und daß andere Arten bis zu den ersten Schneefällen im September kräftig blühen. Weit rauher ist das Nordostland, das Plateauform (etwa 700 Meter hoch) und Inlands zeigt.

Die Tierwelt Spitzbergens ist namentlich reich an Seevögeln. Dagegen fehlen alle Anzeichen dafür, daß es jemals von Menschen — d. h. von einem eingeborenen Polarvolk — bewohnt gewesen ist. Diese Eigenschaft teilt die Gruppe mit dem östlich benachbarten Franz Josephsland, während der westliche Nachbar, Grönland, bis zum höchsten Norden hinan der Schauplatz von Eskimowanderungen und Ansiedelungen gewesen ist. Was die an verchiedenen Stellen, z. B. am Vessfund, am Eisfjord und an der Kingsbucht, vorhandene und jetzt zum Teil abgebaute Steinkohle angeht, so wird sie wohl nur eine lokale Bedeutung erlangen: für die Fangschiffe und Personendampfer.

## Alte Formen der Eheschließung.

Die Urwünschigkeit, mit der, soweit uns schriftliche Ueberlieferungen erhalten sind, die rechtsgültige Vollziehung einer Ehe in uralten Zeiten vor sich ging, wäre in ihrer ungeschminkten Einfachheit wohl geeignet, noch manch modernen Hagestolz zur Ehe zu bestimmen.

Vor und im 13., im 14. und im 15. Jahrhundert hatten weder Kirche noch Staat mitzusprechen, wenn zwei Menschen das Lebensbündnis schließen wollten. Das war eine Familienangelegenheit, die in der Familie erwogen und von ihr zu gutem Ende geführt wurde.

Die Hochzeitsfeier, die gewöhnlich eine ganze Woche dauerte, vereinigte bei Schmaus, Gesang und Tanz die ganze Sippe und ihre Freunde. Am Abend des ersten Hochzeitstages wurde die Braut von ihren Eltern oder Vormündern, dem Brautführer und der Brautfrau, denen sich manchmal die ganze Hochzeitsgesellschaft anschloß, in die Brautkammer geleitet. Darauf wurde sie von den Frauen entkleidet und dem Bräutigam übergeben. Erst wenn im Beisein der ganzen Zeugen eine Decke das Paar beschlagen, d. h. umhüllt hatte, galt die Ehe als rechtmäßig vollzogen.

Nach dem Sachsenspiegel, dem ältesten Gesetzbuch der Deutschen, setzt sich die Frau durch des Veilager in alle rechtlichen Vorteile der Ehefrau. Daß diese tief in den Anschauungen des Volkes wurzelnde Sitte zu Mißgriffen führen konnte, geht aus einem Bürgerkongress vom Jahre 1330 hervor, das der Braut die Vollziehung dieser Sitte bei dem unmittelbar nach der Hochzeit gestorbener Bräutigam verbot, damit sie nicht der daraus entstehenden rechtlichen Vorteile teilhaftig würde. Das ganze Mittelalter hindurch wurde diese Form der Eheschließung unverändert gewahrt. Am längsten erhielt sie sich an Fürstentümern, wo sie allerdings nur noch als symbolische Handlung fortbestand. Einer der Brautführer geleitete die kirchliche Braut zum Veilager; der Bräutigam, von einem Fürsten geführt, ward zu ihr gemietet, und dann die Decke über ihnen zusammengeschlagen. Dann wurden beide wieder aufgerichtet, worauf der Ehebund als völlig geschlossen galt.

Bei der Eheschließung des Kaisers Maximilians wird immer ganz besonders dieser Form des Zeremoniells gedacht, um so mehr, als statt seiner ein Stellvertreter den Bräutigam „markierte“. Jakob Anreß, ein alter österreichischer Chronikenschreiber, erzählt davon: „König Maximilian sendete einen seiner Diener, genannt Herbolo von Polheim, nach Bretagne, zu empfangen die königliche Braut. Er wurde in der Stadt Reims mit Ehren empfangen und daseibst beschloß der von Polheim die königliche Braut, wie der Fürsten Gewohnheit ist, daß ihre Seiwboten die kirchliche Braut gewappnet, rechten Arm und rechten Fuß bloß, und ein bloßes Schwert dazwischengelegt, beschlagen. Also haben die alten Fürsten getan und ist noch die Gewohnheit.“ — Dasselbe wiederholte sich, wie Fugger erzählt, bei Maximilians Heirat mit Maria von Burgund. Auch die Vermählung Kaiser Friedrichs III. mit Eleonore von Portugal erfolgte nach dieser altgermanischen Sitte, die den romanischen Landsleuten der Braut sehr befreundend erschien.

Erst zu Ausgang des Mittelalters wurde die Sitte dahin modifiziert, daß sich das Brautpaar angekleidet niederlegte. In Altbayern erhielt sich der Brauch bis 1612 in alter Weise.

Es hat langjähriger Kämpfe des Klerus bedurft, um diese urgermanische Sitte der Eheschließung zu verdrängen. Den Vorwand zum Eingreifen der Kirche gab das häufige Vorkommen von Doppel- und Winkesehen, deren Vollziehung bei der bestehenden Form des Eherechts nicht allzu schwer war. Davon sagt Luther in seinen Tischreden: „Also ging mir es im Kloster auch, oder wo man vor den Offizial kam, so schwur sich eines vom anderen, freiten wieder. Danach kamen sie zu mir oder einem anderen in der Beichte und sprachen: Lieber Herr, ich hab' jetzt eine Frau, der hab' ich es heimlich gelobt; wie tue ich ihr nunmehr? Helft mir, lieber Herr Doktor, daß ich nicht verzweifle. Denn Greta, der ich mich zuerst verlobt hab', ist mein echtes Eheweib. Aber diese Barbara, die mir danach vertrauet, ist nicht mein Weib.“

Solche Vorfälle machten eine festere Eheform wünschenswert. Die Kirche, die bisher nur vor oder nach dem Veilager eine Einsegnung der Eheleute vollzogen hatte, was aber für die Gültigkeit der Ehe an sich durchaus nicht nötig war, begann auf dem Konzil von Trident eine durchgreifende Reformierung des Eherechts. Diese endete damit, daß die katholische Kirche sich in ihrem Machtbereich allein das Recht zuerkannte, eine gültige Ehe zu segnen. Dies „Tridentinum“ genannte Ergebnis des Konzils von Trident ist in katholischen Ländern ohne Unterbrechung und mit nur wenigen Abänderungen bis in die neueste Zeit in Kraft geblieben und noch heute geltendes katholisches Kirchenrecht.

Weniger einfach erschien der protestantischen Kirche die Lösung der Frage. Luther erklärte die Ehe für ein weltlich Ding. Da die protestantischen Fürsten auch die kirchlichen Oberhäupter ihrer Länder waren und ihre Kirchenordnungen landesherrlichen Gelehen entsprachen, so tat man in der protestantischen Kirche schließlich beiden Mächten dadurch Genüge, daß kirchliche Eheschließung mit vorangehendem Aufgebot zum allein rechtsgültigen Trauungsakt erhoben wurde.

Erst das Recht der Ziviltromung vom Februar 1875 hat den Anteil der Kirche bei Eingehung der Ehe wieder in das Versehen des Brautpaares gestellt.

E. K.

## Kleines feuilleton.

Der Kampf gegen den Straßenlärm in Amerika. Der Kampf gegen den unnötigen Lärm auf den Straßen der großen Städte ist in ganz Amerika mit einer Energie aufgenommen worden, die rasch zu erstaunlichen Erfolgen geführt hat. Es ist interessant daran zu erinnern, daß diese Bewegung keineswegs in den Kreisen der „Intellektuellen“, der Nervösen und Empfindlichen, ihren Ausgangspunkt hatte; in einem Arbeitsviertel von Philadelphia sagte man zuerst den Plan, gegen allen überflüssigen Lärm zu kämpfen. Denn die Arbeiter, die hier aus den nahen Fabriken heimkehren, zwischen dem Pfeifen der Lokomotiven, dem Rollen vorbeischiebender Eisenbahnwagen oder dem Anarren schwerer Lastfahrzeuge ihre Erholungstunden verleben sollen, fanden keine Ruhe und keine Entspannung, und in kurzer Zeit entwickelte sich besonders in diesem Viertel eine wahre Epidemie von Nervenkrankheiten. Die Frauen und Mütter bildeten dann ein Komitee, das bei der Stadtverwaltung vorstellig ward; die Angelegenheit wurde dem Gesundheitsrat überwiesen und damit kam der Stein ins Rollen. In der Stadt wurden gewisse „Ruhezonen“ eingerichtet, in denen jedes überflüssige Lärmen bei hohen Strafen verboten war. New York griff den Gedanken bald auf und hier erzwang man in kurzer Zeit Verbote, die den Lokomotiven und den Dampfmaschinen auf den Flüssen und Kanälen verbieten, zu pfeifen und zu tuten. In der Nähe der großen Krankenhäuser wurden ebenso wie in Philadelphia „Ruhezonen“ eingerichtet. Aber die Sorge erstreckte sich nicht nur auf die breite Öffentlichkeit, man begnügte sich nicht mit halben Maßregeln, und heute hat der New Yorker Mieter schwere Strafen zu gewärtigen, falls er zufällig einen Phonographen oder Hunde oder Papageien besitzt, die den Nachbarn nicht gefallen. Die Trambahnen werden gezwungen, Schienenstrassen zu erneuern, die zu großen Lärm verursachen. Man hatte gesehen, daß manches nutzlose Lärmen zu vermeiden war, und das Beispiel New Yorks und Philadelphias wirkte wie ein Signal für alle größeren und kleineren Städte der Union, die jetzt einen Eifer in dem Kampfe gegen den Lärm entfalten, der bisweilen auch über das Ziel hinausschießt. In Buffalo und in Detroit können Lokomotivführer, die ihre Maschine pfeifen lassen, sofort festgenommen werden. In Washington ist den Straßenhändlern das laute Anpreisen ihrer Waren streng verboten, und die Zeitungsjungen dürfen in der Zeit von 10 Uhr abends bis 6 Uhr früh ihre Extrablätter oder Nachausgaben nicht mit lauter Stimme ankündigen. In Boston hat man den Veierlasterpieler und fahrenden Musikanten wenigstens noch gewisse Stunden und gewisse Stadtviertel eingeräumt, allein sie sind dann genötigt, ihre Instrumente vorher beschlagen zu lassen, damit nur die Klänge gut abgetönter Instrumente in den Straßen erklingen. Aber in der alten Puritanerstadt geht man noch weiter. Von abends 9 Uhr bis morgens 6 Uhr ist das Wellen der Hunde und das Miauen der Katzen aufs strengste verboten, und die Bürger von Boston wachen eifersüchtig darüber, daß diese merkwürdige Bestimmung auch innegehalten werde.